

Rainer M. Schröder

Wolf Moon River

Roman



1

Jack Larson fühlte sich hundeeelend und der fürchterliche Kater hatte damit noch am wenigsten zu tun. Was hätte er dafür gegeben, wenn sein erbärmlicher Zustand nur die gerechte Quittung für ein übermäßiges Besäufnis gewesen wäre! Die bohrenden Stiche im Kopf, den ekelhaft pelzigen Belag auf der Zunge und die magensaure Übelkeit hätte er nur zu bereitwillig ertragen, wenn das wüste Durcheinandertrinken letzte Nacht das Einzige gewesen wäre, was er jetzt im Morgengrauen zu bereuen gehabt hätte!

Aber sein Elend war nicht von der harmlosen Sorte. Er steckte in wirklich ernstesten Schwierigkeiten. Und zwar in Schwierigkeiten, die so beklemmend waren, dass er noch nicht gewagt hatte, sich die Konsequenzen bis ins Letzte vor Augen zu führen. Was da am Ende der Gedankenkette auf ihn wartete, war einfach zu erschreckend und so ausweglos, dass er sich jetzt nicht damit beschäftigen konnte.

Unmöglich!

Aber natürlich lauerte das Wissen darüber in seinem Hinterkopf. Es durfte nicht sein, dass er jetzt schon sein Leben verpfuscht hatte! Er hatte doch gerade erst die Highschool absolviert und sein achtzehnter Geburtstag lag nicht mal ein halbes Jahr zurück!

Nein, er durfte sich jetzt nicht in sinnlosen, angsterfüllten Überlegungen verlieren und die Sache dadurch restlos vermasseln! Er musste die Nerven bewahren, wenn er noch eine Chance haben und das Ding drehen wollte. Ein Schritt nach dem anderen! Später war Zeit genug, nach einem Ausweg zu suchen! Und einen solchen würde er bestimmt finden. Immerhin gab es in seinem Elend doch schon jetzt einen ersten Schimmer Hoffnung, *denn er war frei!*

Frank und Scott hatten sich für clever gehalten, als sie ihn hier unten einsperrten, hinter dieser angeblich bärensicheren Bohlentür. Aber sie waren ganz schön breit gewesen, wenn auch

nicht so sternhagelvoll wie er. Egal, sie hatten es jedenfalls versäumt, ihm sein Feuerzeug abzunehmen. Das war ihr erster Fehler gewesen. Der zweite bestand darin, sich nicht vergewissert zu haben, dass sich in diesem stinkenden Keller mit seinen Bretterregalen voller verstaubter Einmachgläser und all dem anderen Gerümpel nichts verbarg, was ihm zum Ausbruch verhelfen konnte. Hätten sie es getan, wären sie schnell auf den verschrammten Holzkasten hinten in der Ecke unter einem Stoß halb verschimmelter Fensterrollos aus Bast gestoßen. Der Holzkasten enthielt einen Haufen altes Werkzeug. Und weil Frank und Scott diese beiden schweren Fehler begangen hatten, hatte er es ziemlich problemlos geschafft, sich aus dem Gefängnis unter dem Bretterschuppen zu befreien!

Er ließ das Werkzeug fallen, mit dem er die rostigen Scharniere der Kellertür aus dem Türrahmen gestemmt hatte. Erschrocken fuhr er bei dem lauten metallischen Scheppern zusammen, als der Schraubenzieher und das Schälisen auf die drei herausgebrochenen Scharniere fielen. Für einen kurzen Moment fürchtete er, sich verraten und alles vermässelt zu haben. Dann jedoch rief er sich in Erinnerung, dass Frank und Scott das Geräusch unmöglich gehört haben konnten, stand der Bretterschuppen doch gute zehn, zwölf Meter vom Blockhaus entfernt, wo sie jetzt bestimmt noch oben in ihren Stockbetten lagen und ihren Rausch ausschließen. Und Nachbarn gab es nicht. Sie waren hier in der tiefen kanadischen Wildnis, quasi am Arsch der Welt, zumindest der Welt von British Columbia. Und genau das war das nächste Problem, das er lösen musste, wenn er es aus diesem Dreckloch geschafft hatte.

Aber immer eins nach dem andern!

Jack Larson packte die Tür, zerrte sie mit aller Kraft auf. Es knirschte und ächzte im Türstock auf der anderen Türseite, wo außen noch der breite und mit einem Vorhängeschloss gesicherte Eisenriegel vorlag. Dank des Hebeldrucks gelang es ihm, das Eisenblatt so weit zu biegen, dass er sich durch einen Spalt hinaus in den Schacht mit der Außentreppe zwängen konnte. Sie führte auf der Ostseite des Schuppens hinauf ins Freie. Der Schacht selbst konnte durch zwei Klappen aus dicken Bohlenbrettern mit

einem Schieberiegel verschlossen werden wie bei den Tornado-Schutzkellern im Mittleren Westen. Aber zu seinem großen Glück hatten Frank und Scott diese zusätzliche Sicherheitsmaßnahme für unnötig erachtet.

Kühle Herbstluft schlug ihm entgegen, als er zitternd die Stufen hinaufstieg, und legte sich wie ein kaltes, belebendes Tuch auf sein verschwitztes Gesicht. Die erste Woche im September war angebrochen, und in der Luft lag schon die Ahnung, dass die Zeit der sonnendurchglühten Tage vorbei war und der eisige Frost des kanadischen Winters nicht mehr lange auf sich warten lassen würde.

Oben hielt er kurz inne und blinzelte mit keuchendem Atem in den grauen Dunst des frühen Morgens.

Er war wirklich frei! Und jetzt lag es in seinen Händen, welchen Verlauf sein Schicksal von hier aus nahm. Die Schwere dieser Erkenntnis ließ Jack Larson stärker frösteln als die kalte Morgenluft.

2

Olivia Wickersham lag schon eine ganze Weile wach im Bett. Mittlerweile war der neue Tag nicht mehr fern, wie die Geräusche der ersten Autos verrieten, die aus der Stille der Nacht auf der Mainstreet von Glendale Falls auftauchten und unten vorbeifuhren. In dem alten, aber liebevoll gepflegten Haus von Onkel Vincent und Tante Becky, das sich auf der Mainstreet gleich an den von ihnen betriebenen Hardware Store anschloss, herrschte noch nächtliche Ruhe, wenn wohl auch nicht mehr für lange. Das einzige schwache Licht im Raum kam von den Leuchtziffern ihres kleinen, batteriebetriebenen Radioweckers.

Olivia fühlte sich in der Dunkelheit geborgen wie in einem samtweichen Kokon, geschützt vor allem Schlechten und Bösen der Welt. Fast auf den Tag genau vor sieben Jahren, als sie neun geworden war, hatte sie zum ersten Mal Zuflucht in einem dunklen Raum gesucht. Und seitdem empfand sie die Dunkelheit wie einen treuen, verlässlichen Freund, der sie mit Mauern undurchdringbarer Finsternis schützte und sie innerlich zur Ruhe kommen ließ, wenn sich in ihr mal wieder alles in heillosem Aufruhr befand.

Die Hände im Nacken verschränkt und die warme Daunendecke bis zum Kinn hochgezogen, blickte sie zur Zimmerdecke hinauf und ließ ihre Gedanken träge dahintreiben. Manchmal folgte sie ihnen für eine kurze Weile, dann ließ sie sie weiterziehen und wartete auf das, was ihr als Nächstes durch den Kopf ging.

Einige dieser Gedanken tauchten in jenem gemächlich dahinfließenden Strom wiederholt auf, sprangen wie aus dem Hinterhalt unverhofft hervor und wollten sich rücksichtslos zurück in den Vordergrund drängen. Es waren ihre Dämonen, wie sie sie nannte, und sie fand, dass sie diese Bezeichnung zu Recht trugen. Und wie es Dämonen nun mal zu eigen war, wollten sie sich in ihrem Bewusstsein festkrallen, sie mit bössartiger Verbissenheit zwingen, sich ihnen auszuliefern, und ihr für nichts

anderes mehr Raum lassen. Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte sie nicht einmal versucht, Widerstand zu leisten, sondern sich willig in die Abgründe jener schauderhaften Schreckensbilder ziehen lassen. Und zwar bis an die Grenze zur Selbstzerstörung.

Aber diese schrecklichen Jahre lagen hinter ihr, zumindest war sie entschlossen, einen Rückfall in jene einstigen Zustände nicht zuzulassen. Sie hatte gelernt, wie sie die Dämonen in ihrem Kopf in die Schranken weisen und es ihnen verwehren konnte, ihr ganzes Sinnen und Trachten zu beherrschen und sie zu lähmen.

Nein, das würde sie nie wieder zulassen! Für ihr neues Leben hatte sie zu viel Blut gelassen und zu viele Schmerzen ertragen, als dass diese ewigen trüben Grübeleien es zunichtemachen durften! Und damit verjagte Olivia Wickersham ihre Dämonen dorthin zurück, wo sie hingehörten, nämlich in die tiefste Tiefe ihres Bewusstseins.

Intensiver Kaffeeduft zog durch das Haus, stieg ihr in der Dunkelheit verlockend in die Nase und sagte ihr, dass Onkel Vincent schon auf war und unten in der Küche sein pechschwarzes Gebräu aus stark gerösteten Jamaikabohnen durch den Filter laufen ließ, das er dann auch noch schwarz und pur trank. Sie selbst machte sich nichts aus Kaffee, aber sie liebte den herrlich aromatischen Duft, der irgendwie etwas Belebendes und Verheißungsvolles hatte, insbesondere am frühen Morgen, wenn das erste milde Licht sich über die Landschaft legte und allem einen weichen, friedvollen Schein verlieh.

Olivia blickte auf die Uhr neben dem Bett, wo genau in diesem Moment die Anzeige auf 6:18 umsprang. Nach dem Kalender war genau jetzt Sonnenaufgang in Glendale Falls und damit Zeit für sie, das warme Bett zu verlassen. Spätestens um kurz nach sieben musste sie unten am Seeufer sein und am Pontonanleger von Harold Gilroys *Thunderbird Air Service* auf ihre Gäste Catherine Sherwood und deren Sohn Patrick warten.

Obwohl, wirkliche Gäste waren die beiden ja nicht. Gäste kamen für ein paar Tage auf Besuch und verschwanden dann wieder, kehrten zu ihrem eigenen Leben zurück. Das hier war anders, auch wenn es angeblich »nur« darum ging, gemeinsam

das verlängerte Labour-Day-Wochenende oben in der idyllischen, aber abgeschiedenen Blockhütte am Lake Anderson zu verbringen. Zum besseren gegenseitigen Kennenlernen, wie Dad es ausgedrückt hatte, mit einem breiten und doch etwas verlegenen Lächeln auf dem Gesicht.

Olivia schlug die Bettdecke zurück und lief in ihrem warmen Flanellpyjama hinüber ins Gästebad, wo sie sich unter die Dusche stellte. Dabei nahm sie den Gedanken, der sie gerade beschäftigt hatte, wieder auf und grübelte, was Catherine Sherwood denn nun war – für ihren Dad.

Sie war zugegebenermaßen eine recht attraktive Frau von Mitte vierzig und schien dem ersten Eindruck nach ganz okay zu sein, was aber nicht viel hieß. Denn bisher hatte sie Catherine Sherwood nur einmal kurz in Vancouver getroffen. Und bei dem gerade mal halbstündigen Treffen im *Starbucks* an der Ecke Robson und Thurlow Street hatte ihr Dad die meiste Zeit geredet. Was eigentlich gar nicht seine Art war und ihr verraten hatte, wie nervös er gewesen war. Aber es war ihm wichtig gewesen, dass sie Catherine endlich kennenlernte.

War sie die neue Flamme, die Freundin, die Geliebte, die zweite große Liebe ihres Vaters?

Aber nein, die *neue* Flamme konnte sie nicht sein. Denn das setzte ja voraus, dass es im Leben ihres Vaters vor Catherine schon andere Flammen gegeben hatte. Hatte es aber nicht. Jedenfalls ihres Wissens nicht. Gut möglich, dass es in den letzten Jahren flüchtige Affären oder One-Night-Stands gegeben hatte. Aber eine auch nur halbwegs ernste Beziehung war in den fast sechs Jahren seit dem Tod ihrer Mutter mit Sicherheit nicht darunter gewesen. Das hätte er nicht vor ihr verheimlichen können. Nicht ihr Dad, der der schlechteste Schauspieler der Welt war, was das Verbergen von Gefühlen betraf!

Also was war diese Catherine Sherwood, die zusammen mit ihrem fünfzehnjährigen Sohn Patrick vier Tage bei ihnen in der Blockhütte am Lake Anderson verbringen würde – und nachts dort das Bett mit ihrem Dad teilte?

Womöglich meine zukünftige Stiefmutter!, fuhr es Olivia durch den Kopf, während sie das Wasser abstellte, aus der dampfenden

Dusche trat und sich abtrocknete. Sie wusste nicht, ob diese Vorstellung sie schockierte oder ihre Zustimmung fand. Irgendwie beides. Mit neunundvierzig war ihr Dad zu jung, um für den Rest seines Lebens Witwer zu bleiben. Sie wusste, dass er Mom nie vergessen und sie für ihn immer *die* große Liebe bleiben würde. Sein Schmerz und seine Verzweiflung über ihren Tod hatten lange die eine Hälfte ihres alltäglichen Lebens ausgemacht, und als hätten sie beide daran nicht schon schwer genug zu tragen gehabt, war dann auch noch die Sache mit ihr dazugekommen und hatte alles nur noch schmerzvoller und zermürender gemacht. Deshalb wünschte sie ihrem Dad auch das Glück einer zweiten Liebe, kämpfte aber gleichzeitig dagegen, dass eine fremde Frau ihre Mutter ersetzen ... nein, nicht ersetzen, aber doch ihre Bedeutung im Leben ihres Vaters einnehmen sollte.

Warten wir es ab!

Olivia schob den zwiespältigen Gedanken beiseite, putzte den beschlagenen Spiegel und schenkte ihrem eigenen Abbild ein schiefes, müdes Grinsen. Nicht gerade die umwerfende Offenbarung von makelloser Schönheit, die ihr da entgegenblickte! Sie hatte weiß Gott schon mal besser ausgesehen.

Ja, wirklich? Fragt sich nur, wann!, ging es ihr durch den Kopf. Und als ob das als Dämpfer am frühen Morgen nicht schon reichte, fiel ihr Blick, als sie das Handtuch aufhängte, auch noch auf die Waage, die in der Ecke rechts vom Waschtisch stand. Sie zog die Unterlippe zwischen die Zähne und rang kurz mit sich selbst, ob sie sich das wirklich antun und auf die Glasplatte steigen sollte. Um die erhebende Gewissheit zu haben, dass sie wieder ein, zwei Pfund mehr auf den Hüften hatte?

»Das lassen wir besser mal bleiben«, murmelte sie und sah zu, dass sie so schnell wie möglich aus dem Bad kam. Zum Glück brauchte sie für ihre kurzen Haare nicht lange, um sie trocken zu föhnen. Zurück in ihrem Zimmer zog sie sich schnell an. Dann steckte sie den Radiowecker in ihren Rucksack, der fertig gepackt neben der Tür stand, hängte ihn sich mit einem Gurt über die Schulter und eilte hinunter in die Küche.

Und plötzlich, als sie an die alte Blockhütte am Ufer des Lake Anderson dachte, die sich schon seit drei Generationen im Besitz

ihrer Familie befand, verflog der Unmut und Kummer, der sie gerade im Bad ob ihrer körperlichen Unzulänglichkeiten befallen hatte, und sie freute sich auf den bevorstehenden Flug und das lange Wochenende dort oben in der Wildnis!

3

Die Sonne verbarg sich noch hinter den hohen und dicht bewaldeten Bergketten jenseits der dunklen, weiten Fläche des Lake Cariboo. Morgennebel hing in milchigen Schleiern über dem See, der zu dieser frühen, windstillen Stunde einem riesigen schwarzen Spiegel glich. Aber die tiefe Dunkelheit der Nacht war schon einem fahlen Zwielight gewichen, das durch die Wipfel der fernen Schwarzkiefern sickerte, und je mehr sich der Himmel im Osten über den Bergkämmen aufhellte, desto mehr verblassten die Sterne. Nicht mehr lange, und die Sonne würde mit Macht hinter den Bergen hervorbrechen.

Jack Larson atmete die kalte Morgenluft tief ein. Nach dem Gestank im Keller, zu dem sein Erbrochenes und sein Urin nicht unwesentlich beigetragen hatten, tat es gut, die Lungen mit klarer und fast schon frostiger Luft vollpumpen zu können. Er hoffte, dass die Morgenkühle ihn auch von den stechenden Kopfschmerzen erlöste, zumindest von denen der übelsten Sorte. Denn noch war ihm, als wäre sein Schädel in einen Schraubstock gespannt und stünde kurz vor dem Zerplatzen. Auch quälte ihn ein fürchterlicher Durst. Sein Mund fühlte sich wie ausgedörnt und mit Watte ausgestopft an und sein Hals kratzte wie mit Sandpapier ausgeschlagen.

Er wankte schon hinüber zum Blockhaus, in dem es passiert war. Das Gebäude erhob sich auf einer kleinen Anhöhe gute fünfzig Meter vom Seeufer entfernt und war aus mächtigen Baumstämmen errichtet. An den Hausecken ragten die Enden der Stämme ein Stück hervor und lagen nach Sattelkerben-Bauart fugendicht aufeinander. Das recht komfortable Haus verfügte über ein ausgebautes Obergeschoss und gehörte Franks Onkel. Der Strom kam von den großen Feldern mit Solarzellen, die sich über die gesamte Dachfläche der Längsfront erstreckten und nach Süden hin ausgerichtet waren. Reichten Strom oder Spannung nicht, sprang ein Dieselgenerator an, der außerhalb des Hauses im Schuppen untergebracht war.

Jack Larson wollte seinen Durst am Außenwasserhahn neben der überdachten Veranda stillen. Gerade noch rechtzeitig fiel ihm ein, dass dann womöglich die Pumpe ansprang, die dafür sorgte, dass der Trinkwassertank im Haus aus dem eigenen Brunnen immer gut gefüllt und stets genug Druck auf den Leitungen war. Und diese Pumpe war alt, machte einen höllischen Krach und würde Frank und Scott bestimmt aus dem Schlaf holen.

Das durfte auf keinen Fall passieren! Dann war sein Ausbruch aus dem Keller vergeblich gewesen. Denn Frank und Scott, die er für seine Freunde gehalten hatte, waren seit letzter Nacht zu seinen schlimmsten Feinden geworden. Niemanden musste er mehr fürchten als sie!

Er hastete schnell hinunter zum Bootssteg, der gute zwanzig Meter auf den See hinausführte. Ihre beiden Kanadier-Kanus, das eine waldgrün, das andere dunkelrot und beide erstklassige *Mohawks*, lagen an Land gezogen im taunassen Gras und mit dem Unterboden nach oben neben dem Steg. Die Paddel lagen im Schutz der Bootswölbung auf den Holmen der Kanus, festgeklemmt unter Spanngurten.

Hastig kniete er sich hin, schöpfte mit den Händen klares Seewasser, schlug es sich ins Gesicht, kippte es sich über den Kopf und trank es in gierigen Schlucken. Es hatte einen leicht erdigen Geschmack, aber er nahm ihn nur unbewusst wahr. Seine Aufmerksamkeit galt dem östlichen Horizont, der sich blaugrün verfärbte und im nächsten Moment schon einen dünnen Streifen rötlichen Glühens erkennen ließ. Er musste sich beeilen und von hier verschwunden sein, bevor es heller Tag wurde.

Aber dafür musste er sich erst einmal ins Haus wagen! Er brauchte Proviant und auch ein paar Klamotten, am besten auch noch eins ihrer Zweimann-Zelte. Sie steckten hier am Lake Cariboo tief in der kanadischen Wildnis von British Columbia. Fünf Tage hatten sie für den Hinweg auf dem Blackwater River gebraucht. Selbst wenn er sich nur wenige Pausen gönnte, sich nicht schonte und paddelte, solange es dafür hell genug war, würde er mindestens drei elend lange Tage brauchen, bis er zurück in die bescheidene Zivilisation von Glendale Falls kam, wo er seinen klapprigen *Subaru Outback* abgestellt hatte und wo

sie vor sieben Tagen zu diesem unheilvollen Kanu-Trip in den kanadischen Nordwesten aufgebrochen waren.

Zu sechst waren sie damals noch gewesen – und gute Freunde. Nun sah die Welt völlig anders aus. Nichts galt mehr, was er vor sieben Tagen noch für unumstößlich gehalten hatte.

Jack Larson rannte zum Blockhaus zurück, schlich hinauf auf die Veranda, wo vier rustikale Schaukelstühle nebeneinander aufgereiht standen, und zog das Fliegengitter auf. Als sie vorgestern hier eingetroffen waren, hatte es so fürchterlich gequietscht, dass Scott es sofort geölt hatte – und die Haustür gleich mit.

Welch eine Ironie, dass er ihm jetzt dafür dankbar sein musste, hätte er sich andernfalls doch nicht ins Haus wagen können! Er blockierte das Fliegengitter, damit es nicht hinter ihm zufiel, öffnete die Haustür und trat ins Haus, ohne auch diese Tür hinter sich zuzuziehen. Er wollte sich seinen Fluchtweg offen halten und notfalls nicht eine Sekunde mit dem Aufstoßen von Türen verlieren.

Nach der frischen kalten Morgenluft wurde ihm fast übel, als ihm schon an der Tür ein Schwall von ekelhaftem Mief entgegenschlug. Er umging ihn förmlich, kaum dass er zwei, drei vorsichtige Schritte in den weiträumigen und nach oben zum Dach hin halb offenen Wohnraum gemacht hatte. Es war mehr als nur verbrauchte, abgestandene Luft, die sich ihm auf die Brust legte und ihm Übelkeit bereitete. Es war ein Gestank, der sich aus altem Bratenfett, durchgeschwitzter Kleidung, Anti-Insektenspray, schalem Dosenbier, Zigarettenrauch und kalter Asche zusammensetzte. Die Mischung erinnerte ihn an die Schrecken der Nacht und ließ ihn würgen.

Nur durch den Mund atmen!

Er verharrte einige Sekunden reglos im Raum, starrte hinauf zur Galerie im zweiten Geschoss, von der aus die beiden oberen Schlafzimmer abgingen. Das dritte Schlafzimmer, in dem ... in dem *es* passiert war, lag unten, gleich hinter der Treppe.

Mit wild jagendem Herzschlag lauschte er angespannt in das Dämmerlicht. Es wurde vom Stand-by-Licht der Kaffeemaschine

in der zum Wohnraum hin offenen Küche und dem der Stereoanlage beim Kamin aufgehellte. Es erstaunte ihn einmal mehr, wie viel Licht doch diese winzigen Leuchtdioden der elektrischen Haushaltsgeräte abgaben.

Es war still im Haus. Aber diese Stille hatte etwas Spannungsgeladenes und Bedrohliches, als könnte sie gleich in schrillen Terror umschlagen.

Doch nichts geschah.

Das Einzige, was er hörte, waren sein keuchender Atem und das Rauschen in seinen Ohren, das im Rhythmus seines jagenden Herzens an- und abschwoll.

Worauf wartest du, verdammt noch mal? Steh nicht herum! Beeil dich!, riss ihn eine innere Stimme aus seiner Starre.

Er huschte hinüber in die Küche. Sein Schlüsselbund lag mit den Schlüsseln von Frank und Scott und anderem persönlichen Kleinkram neben der Kaffeemaschine in einer Plastikschiene. Behutsam zog er ihn heraus und steckte ihn ein. Führerschein, Versicherungskarte, hundertfünfzig Dollar in bar und seine Kreditkarte mussten noch wasserdicht verpackt in der Reißverschlusschiene seiner *Goretex*-Hose stecken. Zum Glück hatten Frank und Scott ihn gestern Nacht nicht splitternackt aus dem Haus gezerrt und unter dem Schuppen eingesperrt, sondern ihm erlaubt, Schuhe und Kleidung vom Boden aufzuklauben und sich anzuziehen. Aber um ganz sicherzugehen, fasste er nach der Tasche an seinem rechten Oberschenkel und spürte erleichtert, dass er sich nicht geirrt hatte. Es war alles da.

Aber nicht sein Handy.

Das lag noch oben in seinem Zimmer und dort würde er es auch zurücklassen müssen. Wie auch seine Klamotten. Denn all das befand sich ebenso im Obergeschoss. Und das war unerreichbar für ihn. Er würde auf sein Handy verzichten und im Freien übernachten müssen, so wie die Dinge lagen.

Verdammt Mist! Sich nach oben in sein Zimmer zu schleichen, kam nicht infrage. Die Bohlen der Treppe knarrten zu laut, als dass er dieses Risiko eingehen konnte.

Nein, so bescheuert würde er nicht sein! Er würde sich eben das coole, brandneue *iPhone* nehmen, mit dem Frank die letzten Tage so oft angegeben und das er hier unten zum Aufladen über der Küchentheke eingesteckt hatte.

»Geschieht dir recht!«, murmelte Jack Larson grimmig, trennte das Smartphone vom Ladekabel, packte es zum Schutz vor Wasser in einen kleinen Gefrierbeutel und steckte es sich in die linke Oberschenkeltasche. Sein Blick fiel auf die aufgerissene Sechserpackung mit Wegwerfffeuerzeugen neben der Kaffeemaschine. Er griff sich drei heraus, er würde sie brauchen.

Indessen glitten draußen die ersten Sonnenstrahlen wie tastende Lichtfinger über den See, erreichten das Ufer mit dem Bootssteg und den beiden Kanus, krochen den kleinen grasbewachsenen Hang hinauf und stiegen an der Vorderfront des Blockhauses zu den Fenstern hoch.

Er hatte plötzlich das beunruhigende Gefühl, sich schon viel zu lange im Blockhaus aufgehalten zu haben und sein Glück zu hart auf die Probe zu stellen.

Proviant!, ermahnte er sich. *Schnell und nur das Nötigste! Und dann nichts wie weg!*

Auf Zehenspitzen schlich er hinüber zur angrenzenden Vorratskammer. Dort hatten sie ihre Dry Bags deponiert, ihre wasserdichten Beutel und Säcke aus robuster, gelber und roter PVC-Plane, in denen sie ihren Proviant, Wechselkleidung und alle anderen Ausrüstungsgegenstände transportiert hatten. Was hätte er jetzt dafür gegeben, wenn sie hier unten auch ihre *Coleman*-Campingkocher, die Brennstofftabletten aus Trockenspirit und das Alu-Geschirr, das wie die Puppen in der Puppe ineinanderpasste, aufbewahrt hätten. Aber all der Kram befand sich zusammen mit den Zelten, Isomatten und den Schlafsäcken im Obergeschoss – und damit für ihn außer Reichweite.

Er wählte zwei gelbe Zwanzig-Liter-Beutel mit Trageriemen und Spanngurten aus, kehrte zurück in die Küche, öffnete alle Schränke und füllte die beiden Dry Bags hastig mit Lebensmitteln, die wie Energieriegel und Müsli schnell satt machten, nicht viel Platz einnahmen und wenig Gewicht hatten. Deshalb ließ er auch die Finger von den Konserven, bis auf drei Dosen mit

Frühstücksfleisch mit einem auf dem Deckel angebrachten Dosenöffner.

Plötzlich wurde direkt über ihm eine Tür geöffnet und Dielenbretter knarrten unter schlurfenden Schritten.

Jack Larson fuhr erschrocken zusammen und erstarrte. Frank oder Scott war aufgewacht und kam aus dem Zimmer!

In einem Reflex, den seine jäh aufflammende Angst auslöste, griff er zu einem der großen Messer, die neben dem Herd in einem Messerblock steckten.

Die Gedanken jagten sich hinter seiner Stirn. Egal, wer da oben auf der Galerie war, wenn er jetzt hinunter in die Küche wollte, weil er nach dem vielen Bier, dem verdammten Wodka und *Wild Turkey*-Whisky fürchterlichen Brand hatte und sich eine kalte *Coke* aus dem Kühlschrank oder ein Glas Eiswasser holen wollte, dann war er, Jack Larson, geliefert!

Aber dann wird dir das Messer auch nicht viel nützen!, ermahnte ihn die innere Stimme. *Der sieht dich doch schon, kaum dass er halb die Treppe herunter ist. Hier unten ist doch alles offen. Er wird seinen Kumpel oben mit seinem Geschrei alarmieren, sowie er dich entdeckt! Und willst du dann mit dem Messer auf sie los? Vergiss es! Und wenn es Frank ist, hast du sowieso keine Chance!*

Seine Hand mit dem langen Fleischmesser zitterte. Er starrte hoch zur Decke, konzentrierte sich auf das Knarren der Dielenbretter auf der Galerie über ihm. Ihm war, als hätte sich sein Körper zu einem einzigen schmerzhaften Knoten verkrampft.

Kommst du runter oder willst du nur aufs Klo?

Geh verdammt noch mal bloß pinkeln!

Zwei, drei Sekunden würgender Angst verstrichen und sie erschienen ihm wie eine qualvolle Ewigkeit. Dann hörte er, wie die schlurfenden Schritte sich nicht in Richtung der Treppe von der Zimmertür entfernten, sondern zum oberen Bad hin am anderen Ende der Galerie.

Vor Erleichterung wurden ihm die Knie weich. Er lehnte sich Halt suchend an den Herd, während oben die Tür zum Bad quietschte und der Klodeckel laut hochklappte. Schnell steckte er

das Messer in den Holzblock zurück. Er wusste, dass er aus dem Blockhaus verschwunden sein musste, bevor Frank oder Scott dort oben seine Blase entleert und abgezogen hatte. Denn Gott allein wusste, ob er danach nicht doch noch auf die Idee kam, sich hier unten etwas zu trinken zu holen!

In fieberhafter Eile zog Jack die Dry Bags zu, während es über ihm in der Kloschüssel laut plätscherte, warf sich die PVC-Beutel an den Riemen über die Schulter und hastete zur offen stehenden Tür. Auf dem Weg dorthin sah er Scotts Survivalmesser mit seiner abgegriffenen, speckigen Lederscheide, das Scott zusammen mit seinem kleinen Feldstecher auf einem Seitentisch neben einem der Wohnzimmersessel abgelegt hatte. Er nahm beides im Vorbeieilen an sich und war für einen flüchtigen Moment richtig stolz auf sich, dass er Messer und Feldstecher trotz seiner nervlichen Anspannung nicht übersehen hatte. Er würde es auf seiner Flucht bestimmt verdammt gut gebrauchen können.

Was auch für wetterfeste Kleidung galt!

Er schwankte kurz, ob er es nicht doch noch wagen sollte, hoch in seine Kammer zu schleichen, um sich seinen Schlafsack zu schnappen und die warme Kleidung aus dem Schrank zu holen. Aber diesen Gedanken verwarf er sofort wieder und zerbiss einen Fluch zwischen den Zähnen. Das Risiko war einfach zu groß, selbst wenn die Treppe nicht so laut geknarrt hätte. Jeden Moment konnte einer seiner einstigen Kumpel da oben auf der Galerie auftauchen und ihn entdecken. Und dann war alles vergeblich gewesen!

Aber neben der Tür hingen zwei Softshell-Regenjacken aus atmungsaktivem und wasserabweisendem Hightech-Material am Garderobenhaken. Seine befand sich nicht darunter. Sie hing natürlich oben in seinem Zimmer hinter der Tür. Er zögerte jedoch nicht lange und schnappte sich Franks Jacke. Sie war ihm vermutlich eine Nummer zu groß, aber das war immer noch besser als die von Scott, die ihm um einiges zu klein sein würde. Hauptsache, er hatte eine warme Jacke! Und was die kalten Nächte betraf, so würde er sie schon irgendwie überstehen. Würde er sich eben ein Feuer machen und sich daran wärmen. Vielleicht paddelte er ja auch die Nächte durch und ruhte sich am

Tag aus. War er erst auf dem Blackwater River, konnte er sich ja nicht verirren, und gefährliche Stromschnellen warteten dort auch nicht auf ihn.

Mal sehen, wie ich's angehe. Wird schon irgendwie klappen!

Als er sich die Softshell-Jacke unter den Arm klemmte, fiel sein Blick für einen Moment in den Garderobenspiegel, dessen Rahmen mit Baumborke verziert war. Das Abbild des jungen Mannes von schlanker, sehniger Gestalt, dem nasse Strähnen seines wild zerzausten und dreckigen strohblonden Haars auf der Stirn klebten, war ihm erschreckend fremd. Er starrte in das schmale und blasse Gesicht, das ihm mit blutunterlaufenen und angstgeweiteten Augen aus dem Spiegel entgegensprang, und schauderte.

Was hast du getan?, fragte er den Fremden im Spiegel, und erneut lief es ihm kalt den Rücken hinunter. *Wie konntest du nur so etwas Entsetzliches tun? Sag es! Rede mit mir! Du da bist nicht ich! Ich kenne dich nicht!*

Der Bann brach, als er hörte, wie oben im Bad die Spülung rauschte. Er riss sich von seinem Spiegelbild los, huschte hinaus und zog die Haustür behutsam hinter sich ins Schloss. Dann rannte er hinunter zum Bootssteg und den Kanus. Dabei hingte er sich den kleinen Feldstecher an der Schnur um den Hals. Das Survivalmesser klemmte er sich hinter den Gürtel.

Er nahm das rote *Mohawk*, mit dem er vertraut war und für das er beim Outfitter in Glendale Falls auch den Leihvertrag unterschrieben hatte, zog das Paddel darunter hervor und drehte das Kanu rasch herum. Dann warf er die beiden Dry Bags und die Jacke ins Boot. Entschieden achtsamer legte er sein Holzpaddel dazu, das er von zu Hause mitgebracht hatte und das mit seinem T-Knauf, Schaft und Blatt genau auf seine Körpermaße abgestimmt war. Das kleine, leichte Notpaddel, dessen Blatt aus Polyamid und dessen Schaft aus Aluminiumrohr bestand, steckte noch zusammengeklappt unter dem Spannetz an der Bugspitze.

Jack Larson wollte schon das andere *Mohawk* umdrehen, in den See hinausstoßen und die restlichen Paddel zerbrechen, damit Frank und Scott seine Verfolgung nicht aufnehmen konnten, und

dann schnell sein Kanu ins Wasser schieben und verschwinden, als ihn plötzlich ein Gedanke heiß und stechend durchfuhr.

Jennifer! Wie eine glühende Nadel bohrte sich ihr Name in sein Bewusstsein. Ich darf ihre Leiche nicht zurücklassen!